Die Sünden der Väter

Erzählung von L. Ganghofer

(10. Fortsetzung.)

9.

Es wollte Abend werden, als ich meine Wohnung verließ, um die Antwort auf Köhlers Brief zu tragen.

Die Kunde von dem Tod des Kindes mußte sich schon im Haus verbreitet haben. Im Hofe standen einige Frauen und lauschten mit bedächtig ernsten Gesichtern einer dicken, schwarzgekleideten Person, die ihnen mit geheimtuenden Gesten irgend etwas vorwisperte; auf den Stufen der einzelnen Thüren saßen still und verschüchtert die Kinder und sahen mit blinzelnden Augen zu den Hoffenstern von Herrn Barkas Wohnung hinauf. Unter dem Haustor stieß ich auf einen mageren, schwarzen Gesellen mit einem hohen Cylinder, über dessen schmale Krämpe zwei lange Florbänder niederhingen.

Ich machte, daß ich ins Freie kam, erledigte in Eile meinen Gang und wanderte bis zum Anbruch der Dämmerung in Gedanken verloren und ziellos durch die Straßen.

Als ich nach weitem Umweg mein Haus erreichte, sah ich unter der Torlaterne einen ärmlich gekleideten Burschen stehen. Das Gesicht konnte ich nicht gewahren, da der breite Rand eines zerknüllten Filzhutes seinen Schatten darüber warf. Aber das scheue Gebaren, mit dem der Bursche in den Flur spähte, fiel mir auf, und ich machte langsamere Schritte. Nun bemerkte er mich — und fast schien es mir, als sähe er nicht gern einen Menschen kommen. Unschlüssig wandte er ein paarmal das dunkle Gesicht zwischen mir und dem Hause hin und her, dann trat er plötzlich in das Tor, hinter dem der Hall seiner Schritte verstummte.

Die Sache kam mir, wenn auch nicht verdächtig, doch seltsam vor. Ich trat ins Haus — und da stand der Bursche regungslos hinter dem Torflügel in der finsteren Ecke.

„Was suchen Sie hier?"

„Nichts . . . ich bitte . . ." Ein wenig den Hut lüftend, wobei sein Arm das Gesicht verdeckte, ging er an mir vorüber und verschwand auf der Straße.

Nur drei Worte hatte er gesprochen; doch der reine Klang seiner Sprache war mir aufgefallen — und noch mehr die Stimme, mit diesem herben Ton des Stolzes. Ich konnte mir diesen Ton und dieses Deutsch mit dem schäbigen Anzug und dem verdächtigen Gebahren des Burschen nicht zusammenreimen.

Als ich droben in meinem Zimmer war und die Lampe anzündete, kam Frau Henkel, um nach meinen Wünschen zu fragen. Ich erbat mir eine Tasse Thee. Sie ging — und als sie wieder erschien, um den Tisch zu decken, drückte sie sich eine Weile mit schüchternen Seufzern in meiner Nähe umher, bis sie sagte:

„Nich wahr, Doktor, det is doch schrecklich! Und nu so plötzlich! Wo man an jar nischt mehr jedocht hat!"

Ich kannte die Art meiner guten Frau Henkel und mußte mich auf eine Rede von endloser Länge gefaßt machen; da mir aber viele Worte nicht in meine Stimmung paßten, machte ich einen Versuch, die drohende Gefahr noch abzuwenden. „Ja, es ist schrecklich," sagte ich und begann in meinen Papieren zu kramen. „Aber da hilft kein Reden mehr. Schweigen ist das beste."

„Ach Jott, Sie haben es jut!" fiel Frau Henkel mit gerührter Stimme ein. „Sie sind 'n Fillesoof . . . die machen sich aus jarnischt wat! Aus reene jarnischt! Aber unsereins! Wenn einen so wat Jräßlichet passieren . . . det det oder man sieht's bei 'nen juten Bekannten . . . runterwürjen . . . det is bei uns nich . . . nee! Bei uns muß allens rausjeredt wer'n! Joa! So is et!"

Das Unheil war nicht mehr abzuwenden, und seufzend ergab ich mich in mein Schicksal.

Zuerst entwickelte sie die moralischen und religiösen Grundsätze, mit denen sich der Mensch dem Unglück gegenüber wappnen müsse — entpuppte sich also selbst als Philosophin, leider als eine solche, die sich aus allem sehr viel machte. Dann leitete sie auf den speziellen Fall über, erging sich des Breiteren über den kurzen Lebenslauf Mariettas, deren Herkunft sie mit zurückhaltender Vorsicht glossierte. Dadurch war ein natürlicher Uebergang auf Herrn Barkas Verhältnisse geschaffen, über den sie ein recht bezeichnendes Wort zu finden wußte: „Dem knappert ja die Not an den Haaren!" Dabei mußte ich unwillkürlich an die weißen Stellen seines Bartes denken. Dieses Wort machte mich auch zu einem aufmerksamen Zuhörer für den Suada meiner Wirtin, die mir manches neue über Herrn Barka und seine Familie zu sagen wußte.

„In de Fenster kann man de Leute freilich nich kieken," sagte Frau Henkel unter anderem, „aber detwejen wees man doch, wat's jeschlagen hat! De Miete zahlen se ja uf de Minute, und von de Jeschäftsleute hört man ooch keene Klage nich . . . Jott bewahre! Dazu is ja de alte Herr ville zu noblicht, der halt weiter nich jroße Sticke uf seinen Namen! Aber drum weiß man ja doch, wie er sich abrackert . . . und wo die feinen Stickereien hinkommen, über die die eene Dochter Tag und Nacht grumelt, det wees man ooch! Ja, die . . . det is 'n Prachtmachen . . . bei die wees doch der Alte, wovor er ihr hat. Aber die andere, die Schwarze . . . na ick danke, ick will ihr nischt nich nachreden . . . aber jescheiter wär's, wenn se mithelfen dahte un wat verdienen, als det se jar so noblicht duht . . . die soll sich man nich so haben! Aber passen Se Achtung, die jibt's noch billiger . . . ick bin 'ne alte Frau, aber erleben duh ick's doch noch. Un wat nu de alte Herr is . . . den kann man nur bedauern, und det duhn ooch alle ins janze Haus, wenn ooch der un jener meint, nötig jehabt hätt' er's nich, noch det zweetemal zu heiraten. Aber Alter schützt vor Torheit nich . . . und Unglück macht en bisken dämlich! Na, und Unglück hat er ja jenug jehabt! Der steht ja schon bald mit 'n Jevatter Tod uf du und du! Ja, ja . . . und det ville Bejraben macht de Taschen noch leerer als wie det ville Taufen. Aber freilich, daß es dem alten Herrn für diesmal nich jar so eklig an 'en Jeldbeutel jeht, davor wird schon der von da oben sorgen."

Mit blinzenden Augen winkte Frau Henkel bei diesen Worten zur Decke hinauf.

„Ueberhaupt . . . der hat ja det arme tote Kind heute schon ordentlich bejraben, in 'en janzen Jarten von Blumen. Richtig arm gekooft muß er sich haben. Na ja, 's is ja wat Scheenet um 'ne mitleidije Seele, aber allens mit Maß und Ziel! Ick sag es oft . . . die da drüben dürfen es den lieben Jott danken, daß je den da oben jefunden haben. So 'n noblichten Schüler hat er woll jein janzes Leben noch nich jehabt. Aber passen Se uff, Herr Doktor, dahinter steckt wat . . . det jeschieht doch nich nur aus purer christlicher Nächstenliebe. Det Jehabe mit dem Kind . . . na ja, 's is ja 'ne sieße Jöhre jewesen, so zum Uffjressen . . . aber . . . und denn, ick bin 'ne alte Frau, ick hab mir de Welt von alle Seiten anjesehen, ick kenn mir doch aus bei die Leute . . . un da hab ick denn ooch immer jesagt . . ."

Mitten im Wort sich unterbrechend, hob meine Wirtin lauschend den Kopf. Dann eilte sie zur Tür hinaus, mit dem Jammerrufe: „Jott soll mich . . . nu läuft mir de Sahne über!"

Die klatschhafte Wendung, die ihre Rede zuletzt genommen, hatte mich unbehaglich berührt, obgleich ich mir sagen mußte, daß es die gute Frau nicht gar so böse meinte. Dennoch hatt ich die Lust verloren, noch weiteres von ihr zu hören. Deshalb öffnete ich, als ihre Schritte sich wieder näherten, ein Fenster und lehnte mich über die Brüstung hinaus.

Während sie auf meinen Tisch den Tee richtete, mahnte sie mich durch mehrmaliges Räuspern an ihre Gegenwart. Doch als ich keine Notiz davon nahm, wünschte sie mir mit schüchterner Stimme gute Nacht und ließ mich allein.

Am folgenden Mittag traf ich Albert wider Erwarten bei Tisch. Seine Züge zeigten eine müde Blässe, und seine Augen blickten trüb. „Ich fühle mich so entsetzlich einsam . . . ich hatte das Bedürfnis, Sie zu sehen," sagte er, als er mir die Hand reichte.

Aengstlich vermied ich es, die Sprache auf irgend etwas zu bringen, was ihn hätte erregen können. Da er aber begreiflicherweise nicht in der Stimmung war, auf ein gleichgiltiges Gespräch einzugehen, so stockten auch mir bald die Worte, und die Mittagsstunde verfloß in bedrückender Stille.

In der Absicht, ihn zu zerstreuen, schlug ich ihm vor, mit mir einen Spaziergang durch den Tiergarten zu machen.

Herzlich, als hätte er aus meinen Worten meinen freundschaftlichen Willen herausgehört, drückte er mir die Hand. „Heute nicht, ich danke Ihnen. Meine Zeit ist vergeben. Ich habe vieles zu besorgen. Auch will ich, bevor es Abend wird, den Friedhof besuchen. Ich möchte das Kind noch einmal sehen."

„Ich habe den gleichen Wunsch, und wenn ich Ihnen nicht lästig falle, geh' ich mit?"

„Nein, nein!" unterbrach er mich. „Suchen Sie diesen Wunsch nicht zu erfüllen! Behalten Sie das Kind in Ihrer Erinnerung, so lieb und traulich, wie es im Leben war. Der Tod hat Mariettas Gesichtchen so sehr entstellt. Meinem Gefühl kann dieser Anblick nicht schaden . . . denn mir kann der Tod nicht mehr häßlicher erscheinen, als ich ihn längst schon kenne."

Ich schwieg, weil ich dachte: er will allein sein. So schieden wir mit stillem Gruß.

Ich nahm die Richtung nach meinem Haus, entschloß mich aber dann, in die Stadt zurückzugehen.

Als ich dabei an einem Blumenladen vorüberkam, wollte ich einen Kranz für Mariettas Grab bestellen. Ich trat in den Laden und sah mich Herrn Barkas Töchtern gegenüber. Die schlichten Trauerkleider, die sie trugen, waren von langen Schleiern überflossen, denen es anzumerken war, daß sie heute nicht zum erstenmal getragen wurden. Man hatte sie nach der letzten Trauer, der sie dienten, nur frisch gebügelt.

Während Fräulein Reity vor dem Ladentisch aus einer kleinen Börse einige Silbermünzen in die Hand der Verkäuferin zählte, stand ihre Schwester vor dem Spiegel und hielt sich unter dem Hutrand eine gelbe Rose an das Haar. Als sie mich gewahrte, zog sie die Lippe zwischen die Zähne und warf mit nachlässiger Bewegung die Rose zu anderen in ein kleines Körbchen. Ihr Gesicht zeigte nicht die geringste Veränderung gegen früher; doch das Gesicht der Schwester war rot und aufgeschwollen vom vielen Weinen.

Ich grüßte und äußerte mein Beileid mit ein paar herzlichen Worten, die von Fräulein Reity unter Tränen und mit bewegtem Dank, von der Schwester mit kühlem Schweigen aufgenommen wurden.

Während Fräulein Reity die Ausgabe, die sie gemacht hatte, in ein kleines Notizbuch schrieb, gab ich der Verkäuferin flüsternd meinen Auftrag.

Zugleich mit den beiden Schwestern erließ ich den Laden. Wir hatten den gleichen Weg — und da sprachen wir von Marietta, von den letzten Tagen des Kindes. Mit einer Stimme, deren bewegter Klang eine rührende Anhänglichkeit verriet, schilderte Reity das Leiden des armen Kindes. Herr Albert und Herr Albert — das war ihr zweites Wort dabei. Sie erzählte von der unermüdlichen Aufopferung, mit der sich Albert der Pflege des kranken Lieblings gewidmet hatte, — und so oft sie seinen Namen nannte, wehte eine innige Wärme aus ihren Worten. Immer reicher floß das Lob meines Freundes von ihren Lippen, bis die herb und spottend klingende Stimme ihrer Schwester sie plötzlich unterbrach:

„Du bist mit deinem Lob in verschwenderischer Gebelaune. Aber wer weiß, ob bei dem Herrn Doktor dieses Lob nicht in den Verdacht kommt, daß es nur deshalb so ausgiebig strömt, um an erwünschter Stelle präsentiert zu werden!"

„Josa!" mahnte Reity mit schwankender Stimme.

Obwohl die Worte der Schwester und besonders der Ton, in dm sie gesprochen waren, auch mich verletzt hatten, wollte ich doch die Unbehaglichkeit des Augenblickes überbrücken und sagte mit höflicher Ruhe: „Ein solcher Verdacht, Fräulein Josa, kann nicht entstehen in mir . . . weil mein Urteil über Herrn Albert mit dem Urteil Ihrer Schwester völlig übereinstimmt."

Aus Reitys Augen leuchtete mir ein dankbarer Blick entgegen.

„Meine Schwester ist wortlos . . . wohl aus Freude über diese Sympathie der Anschauung zwischen ihr und Ihnen!" wandte sich Josa mit gezwungenem Lachen zu mir. „Schade, daß ich diese Anschauung nicht teilen kann. Recht," sagte ich, „dieses seltsame Urteil durch meinen besseren Glauben korrigieren zu wollen. Aber Sie, Fräulein Reity, was sagen Sie zu solcher Meinung?"

„Was soll ich zu einer Meinung sagen, die mir unfaßbar ist?" erwiderte Reity zögern und mit gepreßter Stimme. „Wenn ich nach dem gestrigen Tag eine scherzhafte Stimmung bei meiner Schwester nicht für unmöglich halten müßte, so möchte ich in ihren Worten einen Scherz vermuten, den sie sich mit uns und mit . . . mit einer Sache erlaubt, die freilich über allem Scherze stehen sollte."

Josa lachte. „Du willst wohl zeigen, wie viel Talent du für die Gouvernantenstelle hast, die dir in Aussicht steht!"

„Du irrst dich! sagte Reity, während sie das Gesicht neigte, um die Tränen zu verbergen, die ihr über die Wangen fielen. „Ich wollte nur sagen, daß ich bei dem freundschaftlichen Verhältnis, in dem Herr Albert zu unserer Familie steht, deine Art von Urteil über sein Tun und Handeln nicht begreife." Sie wandte sich zu mir. „Schon lange vor Mariettas Erkrankung verkehrte Herr Albert in unserer Familie. Und schon um des Umgangs willen, den er mit dem Vater pflegt, sind wir ihm zu Dank verpflichtet. Er ist einer der wenigen, die meinen guten Vater nicht nehmen, wie er scheint, sondern wie er ist. Seit Jahren ist das ganze Leben des Vaters eine ununterbrochene Plage. Tag für Tag, vom Morgen bis in die späte Nacht hinein, muß er sich abquälen, um knapp den Bedarf für unsere bescheidene Häuslichkeit zu erwerben. Dabei hatte er außer der Freude an seinen Kindern, die noch immer Hand in Hand mit Schmerz und Sorge ging, nie eine Zerstreuung, nie eine Erholung. Da mußte uns die herzliche Freundschaft, die Herr Albert mit ihm schloß, wie ein Geschenk des Himmels erscheinen. Im Verkehr mit ihm atmet der Vater auf. Für alles, was er in seinem Herzen trägt, findet er bei Herrn Albert ein teilnahmvolles Verständnis. Der Vater ist mit Leib und Seele Musiker . . . und da ist ihm die aufrichtige Anerkennung, die sein musikalisches Wissen bei Herrn Albert findet, eine um so größere Wohltat, je weniger . . ."

Da wurde Reity von der Schwester unterbrochen: „Wenn du so an den Fingern herzählst, was Herr Albert alles für unsern Papa bedeutet, so sollst du auch nicht anzuführen vergessen, daß er für ihn ein . . . ein sehr einträglicher Schüler ist."

Glühende Röte stieg in Reitys Wangen. „Ich glaube, daß wir es Herrn Albert nur danken müssen, wenn er den Unterricht des Vaters für so wertvoll hält. Und war Herr Albert für Marietta tat, das entsprang einer so hochherzigen und liebevollen Empfindung, das wußte er stets in so zarter Weise zu bieten, daß die Annahme seiner Hilfe für uns nicht beschämend sein konnte, während ein Zurückweisen ihn hätte verletzen müssen. Und man darf es meinem Vater nicht verargen, daß er seinem kranken Kind von der Hand eines Freundes jene Linderung bieten ließ, die er selbst bei seinen Verhältnissen dem Kinde nicht hätte bieten können. Er hatte Marietta so unendlich lieb. . . ."

„Ja, so unendlich, daß alles andere, was ein Recht auf seine Liebe hatte, zurückstehen mußte vor seiner Neigung zu diesem Kinde . . ."

Josa verstummte. Mit einer jähen Bewegung hatte Reity die Hand auf den Arm der Schwester gelegt.

„Wie? Marietta war auch der Liebling Ihres Vaters?" fragte ich, harmlose Neugier heuchelnd, um über diese bedenkliche Klippe des Gesprächs herum zu kommen. „Das ist mir neu. Ich hörte Ihren Herrn Vater schon ein paarmal von seinen Kindern sprechen, und stets von jedem Kinde mit der gleichen Liebe."

„Ja, ja, gewiß," erwiderte Reity mit hastigen Worten, „das Herz unseres Vaters macht keine Unterschiede. Und wenn ein Unterschied vorhanden scheint, so kommt das nur, weil sich die Vaterliebe einer erwachsenen Tochter gegenüber nicht mehr so in Zärtlichkeit äußern kann, wie zu einem Kind, das man so dankbar für jede Zärtlichkeit . . . ihr liebes, winziges Händchen hat dem Vater manche Falte von der Stirn gestrichen. Und auch Herr Albert hat in schwermütigen Stunden, die bei ihm nicht selten sind, den sanften Druck dieses Händchens gern empfunden."

„Schwermütige Stunden, die nicht selten sind?" wiederholte ich. „So ist auch Ihnen diese . . . wie soll ich sagen? . . . diese Neigung zur Schwermut an Albert aufgefallen?"

„Kann und will er sie denn verbergen?"

Ich nickte. „Und welcher Ursache . . . wenn Sie meinem Interesse für Albert diese Frage gestatten . . . welcher Ursache schreiben Sie diese Stimmung zu?"

„Ich habe kein Recht, mir darüber Gedanken zu machen," entgegnete Reity nach kurzem Schweigen. „Aber die zufälligen Worte und unwillkürlichen Andeutungen, die ich von Herrn Albert hörte, lassen mich vermuten, daß ihn die Erinnerung an eine leidvolle Vergangenheit bedrückt. An dieser Erinnerung trägt er doppelt schwer, weil er selbst die Vereinsamung seines Lebens verschuldet zu haben glaubt. Aber nach der Art und Weise, in der gerade wir Herrn Albert kennen lernten, kann ich ihm eine Schuld nicht zutrauen, die sich so unbarmherzig an ihm rächen müßte und nicht leicht zu verzeihen wäre. Sein hartes Urteil gegen sich selbst und seine grübelnde Verbitterung lassen ihn wohl vieles schwarzer sehen, als es wirklich ist. Denn ich kann nicht glauben, daß ein Mann von so trefflichem Charakter und von so gutem Herzen . . ."

„Hier scheiden sich unsere Wege!" unterbrach Fräulein Josa plötzlich mit erregter Stimme die bewegt und warm klingenden Worte ihrer Schwester. Kaum merklich neigte sie zum Abschied für mich den Kopf und schritt über die Straße weg der Mündung einer Seitengasse zu.

Erschrocken und ratlos blickte Reity der Schwester nach. Dann reichte sie mir die Hand, die ich in der meinen zittern fühlte, und die Augen senkend wiederholte sie leise: „Ja, hier scheiden sich unsere Wege." Mit raschen Schritten suchte sie die Schwester einzuholen.

Ich blieb auf der Straße stehen und sah, wie Reity, während sie neben Josa die Gasse hinunterging, unter allen Zeichen einer heftigen Erregung auf die Schwester einsprach. Josa schien ihr keine Antwort zu geben — doch ich konnte noch gewahren, wie sie plötzlich den Kopf in den Nacken drückte — und da meinte ich jenes herbe, hohnende Lachen wieder zu hören, mit dem sie ihr Gleichnis vor den weißen Brötchen und dem lieben Bäcker bezeichnet hatte, der dem satten Brotverächter flehend zuruft: „Nimm doch! Nimm doch! Meine Brötchen wollen von dir gegessen sein, damit auch ich zu dem meinigen komme."

Ein merkwürdiges Gleichnis!

10.

Ein schöner, sonnenblauer Nachmittag war es, an dem die kleine Marietta zur letzten Ruhe getragen wurde. Kein Hauch in den Lüften, nicht das leiseste Rühren im Laub der Bäume.

Als ich einige Minuten nach vier Uhr den Friedhof erreichte, war der kleine, traurige Zug schon in Bewegung nach der Grabstätte. Hinter dem Sarge ging Herr Barka mit seinen beiden Töchtern; dann folgten ein paar Trauernd Menschen, fremde Gesichter, Schüler und Schülerinnen des Professors, und Leute aus unserem Haus — unter ihnen auch meine Wirtin und Frau Schlipcke.

Und Albert? Den ich vor allen andern hier zu finden glaubte? — Er fehlte.

Es war eine kurze, stille Feier, die vor dem kleinen Grab mit einem geschäftsmäßigen Hast erledigt wurde.

Während Reity unaufhörlich weinte, stand Josa regungslos und starrte mit weitgeöffneten, doch tränenlosen Augen in den Schatten des Grabes.

(Fortsetzung folgt.)

Halbe Männer!

Ich weiß genau was Euch fehlt

Daher schreibt mir sofort in vollstem Vertrauen für absolut zuverlässige und leicht verständliche Auskunft über naturgemäße Kräftigung und gründliche Heilung. **Ein wahrer Segen für nervenschwache Männer.** Ganz besonders Schwächezustände der Organe, Kertlulte, leichtes Ermüden, Rückenschmerzen, Nieren- und Blasenleiden, chronischer Rheumatismus, wurmige Adern, Prostat-Leiden, schnell und gründlich kuriert. Praktische, leicht durchführbare Spezialbehandlung zu Hause, ohne Abhaltung von der Arbeit. Absolute Geheimhaltung garantiert. Schwierige, veraltete oder hartnäckige Fälle besonders erwünscht und erfolgreich behandelt. Kurkosten mäßig — kleine Anzahlung genügt. **Behandlung zollfrei per Post.** Sendet sofort für Fragebriefe, deutsch oder englisch. Vernachlässigung oder Aufschieben bringt keine Heilung, deshalb schreibt heute noch, dann werdet Ihr bald wieder ein **Ganzer Mann** sein.

Dr. O. H. Bodery
5 Bodery Bldg., Detroit, Mich.

Ich pflege die Dinge in der Welt anders zu betrachten, als meine Schwester, muß also auch zu einem anderen Urteil kommen."

„Aber Josa!" sagte Reity bekümmert und verlegen. „Mann eine edle, opfervolle Handlungsweise jemals anders als rühmenswert erscheinen?"

„Opfervoll! . . . Ach ja, was wirklich ein Opfer ist, das mag ja sein Lob verdienen. Aber wo du Opfer in Hülle und Fülle zu sehen glaubst, da sind ich keines. Freilich, das ist so deine Art: jede Handlung nach ihrer Wirkung zu beurteilen . . . ich schätze ihren Wert nach ihrer Ursache. Und was ist denn in hundert Fällen hundertmal die Ursache all dieser sogenannten Opfer? Eine Laune, die sich selbst beruhigen, ein Gefühl, das sich selber dienen will. Und was man sich selbst zu liebe tut, ist das wirklich gar so rühmenswert, weil sich zufällig für andere die gute Wirkung einstellt? Gut, dann will ich mich von morgen ab täglich dafür loben lassen, daß ich dem Bäcker zu verdienen gebe, wenn ich sein Brot esse, weil mich hungert. Ja, sieht du, hungern muß mich, sonst verdient der liebe Bäcker nicht. Denn wenn ich mich an Braten sattgegessen habe, nehm ich seine schönen, weißen Brötchen nicht geschenkt . . . auch wenn er einen Kniefall vor mir machen und betteln würde: „Nimm doch, nimm doch! Meine Brötchen wollen von dir gegessen sein, damit auch ich zu dem meinigen komme." Danke, danke, lieber Bäcker . . . mich hungert nicht!"

Ein leidenschaftlicher Ingrimm sprach aus dem herben Lachen, mit dem das Mädchen wie fröstelnd den Kopf in den Nacken drückte, wobei der Schleier das weiße Gesicht mit seinen, schwarzen Falten straff überspannte.

Unter wachsendem Staunen hatte ich zugehört und war so verblüfft, daß ich kein Wort zu sagen wußte.

Reity streifte mit scheuem Blick mein Gesicht. Schwer aufatmend sah sie ihre Schwester an, schüttelte den Kopf und sagte flüsternd: „Josa, ich verstehe dich nicht!"

„Das glaub ich gerne!" erwiderte Josa gereizt. „Du bist eben du, und ich bin ich!"

„Es sind etwas ungewöhnliche Ansichten, die Sie da vertreten haben, mein Fräulein," fiel ich ein, „aber ich kann mir doch ungefähr denken, wie sie die Anwendung auf den Fall verstehen, von dem wir ausgegangen sind."

„Anwendung . . . was soll das!" sagte Josa mit dem Anschein von Gleichgiltigkeit, während sie das modisch elegante Kleid einer vorübergehenden Dame musterte. „Ich habe allgemein gesprochen . . ."

Ohne diesen Einwurf zu beachten, fuhr ich fort: „Wenn ich Sie nicht falsch verstanden habe, wollten Sie sagen, daß alles, was Albert für das Kind getan, bei seiner Neigung zu Marietta für ihn eine Notwendigkeit war, also weder Dank noch Anerkennung verdient."

„Nein, nein!" stammelte Reity. „Das kann meine Schwester nicht gemeint haben! Das wäre . . ."

„Doch! Das hab ich gemeint!" fuhr Josa trotzig auf. „Denn ohne diese . . . merkwürdige Vorliebe für das arme Ding hätte ihm das Kind in brennender Sehnsucht die Aermchen entgegenstrecken und vor seinen Augen sterben können . . . er würde keine Hand gerührt haben!"

Ich wunderte mich nicht mehr über dieses Wort, denn ich glaube die Quelle zu erkennen, der es entsprang. „Ich habe weder eine Veranlassung noch ein Recht," sagte ich, „dieses seltsame Urteil durch meinen besseren Glauben korrigieren zu wollen. Aber Sie, Fräulein Reity, was sagen Sie zu solcher Meinung?"

„Was soll ich zu einer Meinung sagen, die mir unfaßbar ist?" erwiderte Reity zögern und mit gepreßter Stimme. „Wenn ich nach dem gestrigen Tag eine scherzhafte Stimmung bei meiner Schwester nicht für unmöglich halten müßte, so möchte ich in ihren Worten einen Scherz vermuten, den sie sich mit uns und mit . . . mit einer Sache erlaubt, die freilich über allem Scherze stehen sollte."

Josa lachte. „Du willst wohl zeigen, wie viel Talent du für die Gouvernantenstelle hast, die dir in Aussicht steht!"

„Du irrst dich! sagte Reity, während sie das Gesicht neigte, um die Tränen zu verbergen, die ihr über die Wangen fielen. „Ich wollte nur sagen, daß ich bei dem freundschaftlichen Verhältnis, in dem Herr Albert zu unserer Familie steht, deine Art von Urteil über sein Tun und Handeln nicht begreife." Sie wandte sich zu mir. „Schon lange vor Mariettas Erkrankung verkehrte Herr Albert in unserer Familie. Und schon um des Umgangs willen, den er mit dem Vater pflegt, sind wir ihm zu Dank verpflichtet. Er ist einer der wenigen, die meinen guten Vater nicht nehmen, wie er scheint, sondern wie er ist. Seit Jahren ist das ganze Leben des Vaters eine ununterbrochene Plage. Tag für Tag, vom Morgen bis in die späte Nacht hinein, muß er sich abquälen, um knapp den Bedarf für unsere bescheidene Häuslichkeit zu erwerben. Dabei hatte er außer der Freude an seinen Kindern, die noch immer Hand in Hand mit Schmerz und Sorge ging, nie eine Zerstreuung, nie eine Erholung. Da mußte uns die herzliche Freundschaft, die Herr Albert mit ihm schloß, wie ein Geschenk des Himmels erscheinen. Im Verkehr mit ihm atmet der Vater auf. Für alles, was er in seinem Herzen trägt, findet er bei Herrn Albert ein teilnahmvolles Verständnis. Der Vater ist mit Leib und Seele Musiker . . . und da ist ihm die aufrichtige Anerkennung, die sein musikalisches Wissen bei Herrn Albert findet, eine um so größere Wohltat, je weniger . . ."

Da wurde Reity von der Schwester unterbrochen: „Wenn du so an den Fingern herzählst, was Herr Albert alles für unsern Papa bedeutet, so sollst du auch nicht anzuführen vergessen, daß er für ihn ein . . . ein sehr einträglicher Schüler ist."

Glühende Röte stieg in Reitys Wangen. „Ich glaube, daß wir es Herrn Albert nur danken müssen, wenn er den Unterricht des Vaters für so wertvoll hält. Und war Herr Albert für Marietta tat, das entsprang einer so hochherzigen und liebevollen Empfindung, das wußte er stets in so zarter Weise zu bieten, daß die Annahme seiner Hilfe für uns nicht beschämend sein konnte, während ein Zurückweisen ihn hätte verletzen müssen. Und man darf es meinem Vater nicht verargen, daß er seinem kranken Kind von der Hand eines Freundes jene Linderung bieten ließ, die er selbst bei seinen Verhältnissen dem Kinde nicht hätte bieten können. Er hatte Marietta so unendlich lieb. . . ."

„Ja, so unendlich, daß alles andere, was ein Recht auf seine Liebe hatte, zurückstehen mußte vor seiner Neigung zu diesem Kinde . . ."

Josa verstummte. Mit einer jähen Bewegung hatte Reity die Hand auf den Arm der Schwester gelegt.

„Wie? Marietta war auch der Liebling Ihres Vaters?" fragte ich, harmlose Neugier heuchelnd, um über diese bedenkliche Klippe des Gesprächs herum zu kommen. „Das ist mir neu. Ich hörte Ihren Herrn Vater schon ein paarmal von seinen Kindern sprechen, und stets von jedem Kinde mit der gleichen Liebe."

„Ja, ja, gewiß," erwiderte Reity mit hastigen Worten, „das Herz unseres Vaters macht keine Unterschiede. Und wenn ein Unterschied vorhanden scheint, so kommt das nur, weil sich die Vaterliebe einer erwachsenen Tochter gegenüber nicht mehr so in Zärtlichkeit äußern kann, wie zu einem Kind, das man so dankbar für jede Zärtlichkeit . . . ihr liebes, winziges Händchen hat dem Vater manche Falte von der Stirn gestrichen. Und auch Herr Albert hat in schwermütigen Stunden, die bei ihm nicht selten sind, den sanften Druck dieses Händchens gern empfunden."

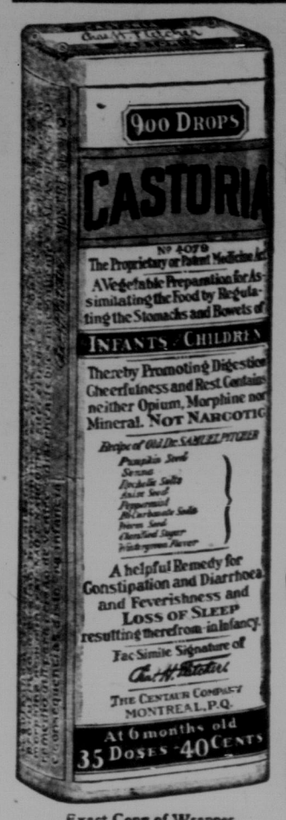
„Schwermütige Stunden, die nicht selten sind?" wiederholte ich. „So ist auch Ihnen diese . . . wie soll ich sagen? . . . diese Neigung zur Schwermut an Albert aufgefallen?"

„Kann und will er sie denn verbergen?"

Ich nickte. „Und welcher Ursache . . . wenn Sie meinem Interesse für Albert diese Frage gestatten . . . welcher Ursache schreiben Sie diese Stimmung zu?"

„Ich habe kein Recht, mir darüber Gedanken zu machen," entgegnete Reity nach kurzem Schweigen. „Aber die zufälligen Worte und unwillkürlichen Andeutungen, die ich von Herrn Al-

Zu haben bei
Massig's Apotheke
1522—11. Avenue. Regina.
Deutsche Buchhandlung
1708 Rose Str. Regina, Sask
Schreibt um freie Proben.
W. E. Arens' Drug Store,
1825 Scarth St. Regina, Sask



Exact Copy of Wrapper.

CASTORIA

für Säuglinge und Kinder.

Mütter wissen, dass echtes Castoria

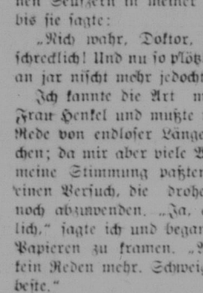
Stets die Unterschrift Trägt von

Chas. H. Fletcher.

In Gebrauch Seit Mehr Als Dreissig Jahren

CASTORIA

THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.



Schiffskarten

Verwandte aus Europa

Auch aus Rußland

Wir haben einen besonderen Vertreter in Moskau

Alle benötigten Papiere, Pässe und Einreise-Erlaubnis von uns besorgt.

Wir vertreten alle Schiffahrtslinien

Wir überweisen Geld nach allen Teilen der Welt.

Sehen Sie uns persönlich oder schreiben Sie an

„Old Country Booking Office"

S. M. Grün

Ground Floor, McCallum Hill Bldg. — Tel. 3857 — Regina

Bestellzettel

Bitte senden Sie Geld insbesondere Bargeld, der Sicherheit halber nur per eingeschriebenen Brief. Noch besser ist es „Money Orders" oder „Postal Notes" zu benützen.

An „Der Courier"

Regina, Sask.

Beiliegend übersende ich Ihnen:

für den „Courier": Bezahlung bis zum 1. Januar 1923 ..... $.....

dazu Vorausbezahlung bis zum 1. Januar 1924 $ 2.50

für den neuen verbesserten Kalender (der Deutsch-Canadische Hausfreund für 1923) portofrei .. .50

Zusammen ..... $.....

Mein Name ist .....

Meine Post Office Adresse ist .....

Province .....